

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 173.

Mittwoch, den 28. Juli 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sallen.

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Erchow richtete sich hoch auf. „Was soll das — ich wünsche zu erfahren —“. Sie nahm das Medaillon aus der kraftlos herabhängenden Hand ihres Sohnes und betrachtete es. Sie verstand nicht gleich. Ihr Bild war ganz wirt. „Edgars Bild?“ stammelte sie. „In Ihren Händen?“

Da aber schrie Frau Erchow auch schon wie zu Tode getroffen auf: „Allmächtiger! Das ist — Sie sind — aber nein, nein, das ist ja nicht möglich — es wäre zu ungeheuerlich! Jenes Weib kann es nicht wagen, mir entgegenzutreten, und — nein, solcher Verruchtheit ist kein menschliches Wesen fähig!“ Sie hielt inne und suchte mit beiden Händen die schmerzhaft fliegende Brust zu beschwichtigen. Ruhiger fuhr sie dann fort: „Erklären Sie mir, wie Sie in den Besitz — und doch — Ihr totenbleiches Antlitz — Ihr Verstummen — so wäre es wahr? Sie sind es — Sie sind jene Magda, die —“. „Ich bins — ich bin jene Magda.“ Ellen stand regungslos wie eine Statue, die Augen, in denen ein wahrwüthiger Trost und eine wahrwüthige Liebe flammten, auf ihren Verlobten geheftet.

Frau Erchow war bei dem Gesändnis von Ellens Lippen fast in die Knie gesunken. Ihre Hand hielt sich noch an einer der Barrieren, die als Schutz vor tiefgelegenen Stellen der Ruine angebracht sind. Nach einer erdrückenden Pause stieß sie hervor: „Und Sie stehen da — aufrecht — mit erhobenem Haupte? — Sie fliehen nicht, so weit Sie Ihre Füße tragen?“ — „Nein,“ erlang es fest zurück. — „Warum nicht?“ — „Weil ich Robert liebe.“

In wilder Gereiztheit fuhr Frau Erchow empor: „Ah, wage es, Dämon! Ja, ein Dämon bist du, der Hölle entstieg, um unsagbares Elend über unschuldige Menschen heraufzubeschwören! — Komm zu mir, mein Sohn! Jene dort ist gezeichnet! Ich habe Sie verflucht aus der tiefsten Tiefe meines Herzens!“ — Robert rührte sich nicht von der Stelle. Er stand wie geistesabwesend.

Frau Erchow starrte ihren Sohn mit erschrockenen Augen an. „Du — du zögerst, mein Sohn?“ — Mit zwei Sähen war jetzt Robert bei der tiefer stehenden Ellen. In wildem Schmerz rief er aus: „Du — du! Sag, daß es nicht wahr ist, daß ein wüster Traum uns alle gefangen hält! Sage das!“ — Sie ließ keinen Augenblick die Augen von ihm, diese mächtigen, rätselhaften Augen. „Es ist wahr!“ Sie atmete tief auf. „Und doch trete ich an deine Seite — ja, ich wage es sogar, deine Hand zu fassen.“ Und mit einer entschiedenen Bewegung, die den ganzen gewaltigen Liebesegoismus dieser starken Natur verriet, die sich ihr vermeintliches gutes Recht nicht entwinden lassen wollte, legte sie ihre eiskalte Hand auf die seine. Frau Erchow stand vor dieser Kühnheit wie erstarrt.

„Deine Hand zu fassen und sie festzuhalten,“ fuhr Ellen fort. „So! — Und nun höre mich an — und bitte deine Mutter, daß auch Sie mich hört!“ — „Komm, mein Sohn —“ — „Mutter!“ — „Gib ihre Hand frei!“

Ellen schlang die Finger wie Klammern um die Finger Roberts. Sie rang mit verzweifelter Anstrengung, ihre Haltung zu bewahren. Nun sie sich verteidigen wollte, überkam es sie auf einmal, als sei alles so unendlich eitel, nichtig, wertlos, was sie zu sagen vermöchte, — Worte, Worte, von vornherein dem Schicksal verfallen, verweht zu werden wie dürre Blätter im Winde. Aber sie mußte sprechen. Und da ging plötzlich ein Leuchten über ihr Antlitz. Vor allem mußte sie eins sagen: dies Wort wurde ihr gewiß zu einem Bundesgenossen — in Roberts Augen wenigstens.

„Gastig stieß Ellen hervor: „Das war ja alles ganz anders, als Ihr denkt! Ich bin nicht Edgars Geliebte gewesen — so wahr mir Gott helfe!“ — Robert fuhr herum. An beiden Schultern zog er Ellen dicht an sich heran und wiederholte atemlos: „So wahr mir Gott helfe?“ — „So wahr mir Gott helfe! Ja!“ — „Ich danke dir für dieses Wort.“ Langsam glitten seine Hände an ihrem Arm nieder. Wie eine Last war es von ihm gefallen.

Ellen richtete sich an dem errungenen Vorteil immer mehr auf. In seltsam überzeugendem Ton rief sie: „Was wißt Ihr davon, wie das nackte Elend mit seinen tausend Versuchungen an den Menschen herantritt und ihn mit fluchwürdiger Gewalt in verderbliche Bahnen drängt, in Bahnen, die er nie und nimmer betreten hätte, wenn ihn ein gütiges Geschick in reinen Regionen hätte aufwachsen lassen, in jenen Kreisen, wo alles glatt und eben ist, klar und sonnig, wo es kein verhängnisvolles rechts und links gibt, sondern nur ein freundlich winkendes Gerade-aus! Ihr habt es so leicht, Euch einzuhüllen in den gefälligen Mantel der Verdienste und guter Taten! Ihr wißt ja nicht, wie unheimlich öde und schwarz die Zukunft solch ein Menschenkind angähnt, das außerhalb geordneter Verhältnisse steht — kaum einen Faden hat, um die frierenden Glieder einzuhüllen, die Hände gestern leer, morgen leer, heute leer, hinter der Stirn das Fieber der Verzweiflung, das Fieber des Hungers in den Adern. Ohne daß man's will, geschieht der Schritt, der dann zum Fluch wird fürs ganze Leben. — Seid darum barmherzig, laßt das Wunder die Liebe nicht zu spät gekommen sein, mich zu retten —“

„Ha, ha, Liebe!“ lachte Frau Erchow gellend auf. „Dies Wort aus solchem Munde! Wie viele mögen es daraus vernommen haben!“ — „Mutter, ich bitte dich —“ — „Nicht zu mir sprich!“ entgegnete Frau Erchow voll strengster Abweisung. „Jener dort antworte!“ — Ellen fuhr in wilder Beredsamkeit fort: „Ich will mich ja nicht entschuldigen. Ja, ich habe getan, was Ihr von mir wißt, und es mag entsetzlich sein, fluchenswert sein, dies alles! Aber glaubt mir doch —“

„Genug der hohlen Worte!“ fiel die alte Dame ein. „In dieser Sache ist eine Verteidigung unmöglich! Komm, mein Sohn!“ Sie sah nur zu gut den Zwiespalt in Robert und hielt es für das Beste, den Versuch zu machen, ihn aus der gefährlichen Nähe der schönen Abenteuerin fortzuführen. Der junge Mann ließ die treuen, guten Augen mit tiefer Traurigkeit, aber entschlossenem Ausdruck vom Antlitz der Mutter auf das Ellens fallen. Dann strich er sich das Haar aus der feuchtkalten Stirn und sagte voll ergreifender Schlichtheit: „Mutter, ich bitte dich, bezwinde deinen gerechten Zorn, deinen tiefen Schmerz! Wir müssen Ellen erst vollständig anhören. Sie ist eine unglückliche, menschlicher Teilnahme wert. — Und ich liebe sie,“ septe er leise hinzu. —

„Du betrügst dich selbst!“ rief Frau Erchow erregt. „Du kannst sie nicht mehr lieben, nachdem du weißt, was sie getan! — Gott im Himmel, so schreite doch ein, laß es nicht geschehen, daß ein Mutterherz solch namenloses Vangen, solch entsetzliche Martern erduldet! Erwache doch! Reize deine Blicke von ihrer sündigen Schönheit los! Sieh deine Mutter an — ihr graues Haar! Wenn du nicht willst —“ — „Wir müssen uns bemühen, gerecht zu sein, Mutter!“

Frau Erchows Stolz bäumte sich dagegen auf, nach einer solchen Entscheidung aus Roberts Munde noch ein Wort zu sprechen. Allein die Angst des Mutterherzens, das um den Einzigen bangte, der zugleich den anderen Verlorenen rächen konnte, überwog. Sie durfte das Feld nicht räumen. „Gerecht, gerecht,“ wiederholte sie. „Ich wäre es, wenn ich die Verbrecherin in die Mauern des Gefängnisses lieferte!“ — „Du bist außer dir — komm, Ellen, laß uns vorangehen! — Dort seh' ich zwischen den Bäumen Baldwin und Marie. Mit ihnen mag die Mutter nachkommen. Wenn sie ruhiger geworden ist —“ — Mit flammenden Augen vertrat ihm Frau Erchow den Weg. „Du bleibst und entscheidest dich auf der Stelle! Laßt du von jener Verworfenen und bist wieder der Sohn deiner Mutter?“

Ellen blickte erschrocken auf den Geliebten, der sich in seiner nagenden Qual abwandte und wie hilflos hinein in den leise dunkelnden Wald starrte. Vorhin hatte der Händedruck Roberts die Unselige mit wunderbarer Zuversicht erfüllt, so daß sich ganz leise ein triumphierendes Lächeln um den farblosen Mund gelegt hatte. Jetzt durchzuckte es ihr Herz wie ein Messerschnitt. Er schwankt? Er soll nicht schwanken! Mir gehört

und Wikaunst. Die Orthodogie griff ihn als Meher an, weil er nicht in ihrem Sinne lebte. Da nahm Thomafius sich des bedrängten Kollegen an und verteidigte ihn in einer befonderen Schrift. Die Verfolgung Brandes seitens der orthodogen Theologen dauerte aber fort und bewog ihn schließlich 1690, Leipzig zu verlassen. Er ging zunächst nach Erfurt und zwei Jahre später nach Halle a. S., wo er mit Thomafius wieder zusammentreffen sollte. Die Verfolgung Brandes hatte nämlich die auch gegen Thomafius bereits vorhandene Mifftimmung dermaßen verftärkt, daß auch er nicht länger in Leipzig zu bleiben vermochte und 1690 nach Halle a. S. überfiedelte. Hier hielt er mit bedeutendem Erfolge akademische Privatvorlefungen, und diese gaben den Anstoß zu der 1696 erfolgten Gründung der Univerfität in Halle a. S., an die nun u. a. Brande berufen wurde. Thomafius wurde ihr Direktor, Brande Professor der orientalifchen Sprachen bezw. der Theologie und daneben Begründer der allbekannten, in ihrer Art großartigen „Frankeschen Stiftungen“.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwidelte sich das Handelsemporium Leipzig auch zu einem literarischen Zentrum Deutschlands und zwar durch die Professoren Johann Christoph Gottsched und Christian Fürchtegott Gellert. Der erstere, 1700 in Ostpreußen geboren, floh von dort als 24jähriger Magister vor den Nachstellungen preußischer Werber nach Leipzig und habilitierte sich hier als Dozent der „schönen Wissenschaften“, eifrig bemüht, eine Läuterung des damals in literarischen Dingen korrumpierten Geschmades herbeizuführen.

Neben Gottsched wirkte seit 1745 der damals 28 Jahre alte Christian Fürchtegott Gellert, der aus dem Erzgebirge stammte und borm in Leipzig Theologie studiert hatte, körperlich zum Kirchenamt wenig geeignet, entschied er sich für die akademische Laufbahn und bezogte nun über schönwissenschaftliche und philosophische Gegenstände. Früh literarisch tätig — als Dichter von Fabeln, geistlichen Liedern, Erzählungen usw. — gehörte er anfänglich zu Gottscheds Freunden, zog sich aber später von ihm zurück. Als Professor der Philosophie erfreute er sich höchsten Ansehens bei der Studentenschaft und als Mensch wegen seines originellen Wesens großer Popularität beim Publikum. Sein Name war sogar bis zum Ohr Friedrichs des Großen gedrungen, der den Gelehrten und Dichter, als der König sich 1760 im Winterquartier zu Leipzig befand, zu sich entbieten ließ, um sich mit ihm über die Lage der damaligen deutschen Literatur zu unterhalten. Gellert betonte dabei freimütig die ablehnende Stellung Friedrichs zu ihr, was den König durchaus nicht verdroß. Er äußerte vielmehr nachher zu seiner Umgebung, Gellert sei der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten.

Im Laufe der Jahrhunderte wuchs der materielle Besitz der Univerfität immer mehr. Sie entfaltete sich zu einer der bestausgestatteten und größten Hochschulen Deutschlands. Die Frequenz schwankte zeitweise, wie ja auch bei anderen Instituten gleicher Art. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts stieg sie beständig; gegen Ende desselben zählte man in Leipzig über 190 Univerfitätslehrer und über 3000 Studenten. Im Jubiläumsjahr 1900 kann die Anstalt auf die stolzen Ziffern von 236 Lehrern und 4400 immatrikulierten Studierenden hinweisen, die bloßen „Hörer“ nicht gerechnet.

Lang ist die Reihe hervorragender Gelehrten, die als Dozenten an der Entwicklung der Univerfität Leipzig mitwirkten und zum Teil auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft neue Bahnen anwiesen. Eine stattliche Zahl ihrer einstigen Schüler ist im späteren Leben zu großer Bedeutung gelangt. Es seien nur Lessing und Goethe genannt, die hier die ersten Anregungen zu ihrer dramatischen Tätigkeit empfingen. Niederschläge aus Goethes Aufenthalt in Leipzig sind die berühmte Schülerzene im „Faust“ und die gleich darauf folgende „Beche lustiger Gesellen“ in Auerbachs Keller, wo der Dichter dem Musenstüb das Kompliment macht:

„ — — — Mein Leipzig lob' ich mir,
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“

Das weibliche Ideal des Mannes.

Ein Herr Ermiger Barclay fragte kürzlich in einer englischen Tageszeitung an: „Welcher Typus einer Frau gefällt dem Mann am besten?“ Die große Mannigfaltigkeit der ihm zugegangenen Antworten scheint wohl die Tatsache zu bezeichnen, daß es vollständig von der Individualität des betreffenden Mannes abhängt. Immerhin hielt Bruno Beheim-Schwarzbach die Umfrage des Engländers für interessant genug, um sie seinem fesselnden Werk „Liebe und was drum und dran“ (Modernes Verlagsbureau Curt Wigand) einzubereichern. Hören wir also, was sich die Herren der Schöpfung für Vorstellungen vom Ewig-Weiblichen machen und wie Hr. Barclay das Ergebnis zusammenfaßt. Herr Barclay selbst schreibt darüber: Eherlich gesagt, ist im Durchschnitt ein sogenanntes ideales Weib für den Mann nicht wünschenswert. Die Frau, welche er bevorzugt, braucht weder übertrieben schön, noch klug oder gut zu sein. Durchschnittlich besitzen die Männer selbst selten kaum eine dieser Eigenschaften, und da, bewußt oder unbewußt, des Mannes hauptsächlichstes Augenmerk darauf gerichtet ist, eher einen Kameraden als eine Statue oder Heilige zu erlangen, so wird er am besten sein künftiges Glück sichern, wenn er sich mit einer unter dem Niveau eines Engels stehenden Frau begnügt. Ich möchte be-

haupten, daß, solange das Weib Liebreiz besitzt, sie weder schön noch klug, noch wichtig zu sein braucht; sie wird menschlicher sein, wenn sie nicht zu gut ist. Denn da, wo ein Uebermaß von üblicher Güte besteht, ist oftmals Mangel an Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit vorhanden, Eigenschaften, die mehr dazu beitragen, die Männer anzuziehen, als Schönheit und Klugheit vereint.

Uebrigens liebt der Mann die Kofette. Nicht etwa die schlaue Mandbrirende, deren einziges Ziel darauf ausgeht, ihn um seines Geldbeutels willen auszunutzen, sondern die lebhafteste (mit unüberwindlicher Reigung mittels ihrer angeborenen Anziehungskraft, Bewunderung herauszufordern ausgestattete) Frau. Ihre Kofetterie liefert das denkbarste Empfindungsvermögen, vermehrt des Mannes Blut und veranlaßt ihn zur Anstrengung aller seiner Kräfte. Die Frau, welche sich mit Ueberlegung dem Manne ergibt, ist, meiner Meinung nach, des Erregens nicht wert.

Ein anderer Schriftsteller weist darauf hin, daß die Männer überhaupt auf eine häusliche Frau nicht reflektieren. Diese Ansicht würde wohl möglicherweise bestritten werden von solcher, welche aufgeweckt, originell, ein wenig eigenfönnig, ein wenig ernst ist, die sozusagen appetitlich aussieht, sich über Kleinigkeiten zu freuen vermag, und die den unbeschreiblichen Reiz einer anziehenden Persönlichkeit besitzt, gefällt dem Manne. Möge sie auch nicht zu hoch verstehen und, wie die Dora in „David Copperfield“, mögen „ihre Zahlen“ auch nicht so ganz genau stimmen; ein Mann hat noch niemals eine Frau weil, sondern trotzdem sie häuslich war, geliebt. Die Schmeicheleien rentieren sich besser als alles übrige, sagt ein anderer schlauer Schriftsteller.

Die Männer schätzen ein mißführendes weibliches Auditorium. Würde man die Empfindungen der Männerwelt vollständig analysieren können, so würde man aller Wahrscheinlichkeit nach zu dem Resultat gelangen:

90 Prozent lieben die Frauen, welche ihnen schmeicheln,

9,99 Prozent lieben die Frauen, die hübsch sind,

0,01 Prozent lieben die geistreichen und selbständigen Frauen.
Wir halten obige 90 Prozent wohl für Unterschätzung.

Rätsellecke.

Auflösung zu Nr. 166.

Lösung der Schachaufgabe.

Dreizüger von A. v. Sponer:

W. Kf1, Df3, Sd2, Be4, g2.

Schw. Kh1, Tg3, Bf2, h2.

1. e4—e5; Tf3; 2. Se4. etc.

Rebus:

Auflösung.

Mit geballter Faust fängt man keine Fliegen.

Richtige Lösung sandten ein: Heinrich Mittwald-Wiesbaden. — Franz Herzog-Wiesbaden. — Emil Klemm-Viebrich. — Hans Zöllner-Wiesbaden. — Heinz Maurer-Frauenstein. — Karl Dietrich-Wiesbaden. — Curt Kühle-Wiesbaden. — Ernst Dieger-Wiesbaden. — Otto Adermann-Wiesbaden. — Franz Röder-Wiesbaden.



Jetzt heißt's aufpassen!
Der Direktor schaut der Probe zu!

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reibold in Wiesbaden.

Die Universität Leipzig.

Zu ihrer 500jährigen Jubelfeier 28.—30. Juli 1909.

Von Oskar Elsner.

Ende Juli v. J. beging die Universität Jena die Jubelfeier ihres 350jährigen Bestehens. Ein noch größeres Fest feierte in den letzten Tagen des diesjährigen Juli die Universität Leipzig: das Jubiläum ihrer halbttausendjährigen Existenz. Welch eine Zahl! Fünf Jahrhunderte hat diese Stätte der Wissenschaft überdauert. Unzählige Generationen, die sie gebildet, zum Kampf mit dem Leben geistig vorbereitete, sind längst von der Erde verschwunden, sie selbst, ihre Nährmutter, lebt fort. In einem solchen Jubelfest nehmen nicht nur, wie ja natürlich, die akademischen, sondern die gebildeten Kreise der Nation überhaupt Anteil; daher sei uns ein kurzes Verweilen bei der Entstehung und Entfaltung der Leipziger Hochschule gestattet.

So sonderbar es klingt: dieser wissenschaftliche Friedenshort verdankt sein Dasein einem nationalen Kampf. Als bald nach dem Aufkommen der Universitäten bildeten sich auf ihnen sog. „Nationen“, d. h. Vereinigungen von Lehrern und Studierenden eines und desselben Volkstammes bzw. Landes. Diese Korpo-



Der Gründer der Leipziger Universität, Friedrich der Streitbare.

rationen nannten sich „Nationen“ und hatten die Wahrung ihrer Interessen zum Ziel. Sie waren dadurch wichtig, daß sie das Recht besaßen, den Rektor der Universität zu wählen. Als die Gliederung der Hochschulen in Fakultäten erfolgte, fiel diesen die Wahl des Rektors zu, und die „Nationen“, aus denen die Lehrer nun ausgeschieden, gestalteten sich zu reinen Studentenverbindungen, aus denen die „Landsmannschaften“ bzw. die „Korps“ hervorgingen. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stand die 1348 von Kaiser Karl IV. gegründete Universität Prag — die erste in Deutschland — in großem Ansehen. Sie war naturgemäß stark besetzt und das deutsche Element überwog. Doch gerade dieses Element wurde allmählich gemahregelt und bedrückt, und so entschlossen die „deutschen Nationen“ — Lehrer und Schüler — sich im Jahre 1409 zur Auswanderung nach verschiedenen anderen Orten, darunter Leipzig. Dieser Auszug soll der Stadt Leipzig 2000 neue Mitbürger zugeführt haben, die freundliche Aufnahme fanden. In demselben Jahre beschloßen der Kurfürst Friedrich I. von Sachsen, der „Streitbare“ genannt, und dessen Bruder Wilhelm die Begründung einer Universität in Leipzig aus den dort eingewanderten Elementen, und Papst Alexander V. — die Päpste hatten damals in diesen Dingen ein großes Wort mitzusprechen — genehmigte die Stiftung in einer Bulle vom 9. September 1409. Die neue Hochschule hatte vier „Nationen“: eine französische, meißnische, polnische und sächsische. Auffällig ist die hiernach starke Vertretung der polnischen Nationalität auf einer Lehranstalt mitten in Deutschland, zumal in Polen seit 1364 die Universität zu Krakau bestand. Der Umstand erklärt sich wohl einerseits aus der Mitwanderung der Polen von Prag, andererseits aus der günstigen Lage Leipzigs an der großen, sehr alten Verkehrsstraße von Thüringen nach Polen.

Erster Rektor der Leipziger Hochschule war der Professor Otto von Münsterberg, unter dessen Leitung der Auszug aus Prag stattgefunden hatte. Sie wurde von vornherein von ihren Gründern reich dotiert. Die Lehrer erhielten feste Besoldungen, und die Theologen erfuhren eine besondere Begünstigung. Schon vier Jahre nach der Begründung scheint die päpstliche Kurie die Wichtigkeit der neuen Universität für die Kirche erkannt zu haben und mit dem Verhalten der Leip-

ziger Theologen sehr zufrieden gewesen zu sein, denn der Papst verlieh ihnen sechs Privilegien bei den Vorlesungen Weihen und Messen. Das Ausblühen der Hochschule wurde wohl auch durch den Umstand begünstigt, daß vor ihr erst sechs Universitäten im Reich existierten, die sämtlich in dem Zeitraum von 51 Jahren — von 1348 bis 1402 — entstanden waren und räumlich weit auseinander lagen. Die nächste Konkurrentin hatte Leipzig allerdings, in der Universität Erfurt, gegründet 1392. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts trat insofern eine bedeutende Veränderung ein, als von 1417 bis 1477 in Deutschland noch sieben neue Hochschulen ihre Pforten erschlossen. Gleichwohl wußte sich Leipzig zu behaupten, während von den damals neuen Schwesteranstalten — und auch von den noch später geschaffenen so manche schon längst erloschen ist. Stadt und Universität Leipzig standen naturgemäß in Wechselwirkung und wuchsen in dieser gleichmäßig an Bedeutung. Dieses Emporstreben und Wachsen umfaßte einen Zeitraum von etwa 150 Jahren, reichte also bis in die zweite Hälfte des großen Zeitalters der Reformation. In dieser sollte einem ohne Zweifel hervorragenden Mitgliede der Leipziger Hochschule, dem Theologen Konrad Wimpina, eine besondere Rolle zufallen. Dieser hieß eigentlich Koch, war etwa 1604 in einem Orte des Odenwaldes geboren und mit 19 Jahren nach Leipzig gekommen, wo er zunächst studierte und dann als Professor wirkte. Er besaß eine Fründe in Wimpfen, wonach man ihn Wimpfinus oder Wimpina nannte. In der Mark Brandenburg war 1499 der erst 15 Jahre alte Kurfürst Joachim I. zur Regierung gelangt, dem sein Vater und Vorgänger Johann Cicero die Gründung einer Universität in Frankfurt a. O. empfohlen hatte. Der junge gelehrte Kurfürst wandte sich, wohl durch seinen Erzieher, den Bischof Dietrich von Lubus, auf Wimpina aufmerksam gemacht, an diesen mit dem Ersuchen, die neue Studienanstalt in Frankfurt an der Oder zu organisieren, und Wimpina ging darauf ein.

Die „Madrina“ wurde im April 1506 eröffnet und Wimpina war ihr erster Rektor. Sie entwickelte sich in der Folge zu einer eifrigen Gegnerin der Reformation. Wimpina selbst gehörte zu Luthers entschiedensten Bekämpfern, als der er sich auch auf dem Reichstage zu Augsburg hervortat, der ihn mit anderen Theologen beauftragte, die Augsburger Konfession schriftlich zu widerlegen.

Nach 25jährigem Aufenthalt hatte Wimpina Leipzig verlassen. Mit ihm zog v. a. ein 18jähriger Student nach Frankfurt a. O., der ihn als Lehrer liebgewonnen hatte, aber später andere Anschauungen gewann und ein mächtiger Streiter im Kampfe um Verfassungsfreiheit wurde: Ulrich von Hutten. Er soll in Frankfurt a. O. sein erstes lateinisches Gedicht verfaßt haben, doch allzu lange blieb er, bei der Unfertigkeit seines Wesens, auch dort nicht.

Der Reformation standen Stadt und Universität Leipzig anfänglich ablehnend gegenüber, ebenso wie der damalige Landesherren, Herzog Georg der Bärtige von Sachsen. Ein großes Ereignis für Stadt und Universität war die berühmte theologische Disputation, die in Leipzig vom 27. Juni bis 16. Juli 1519 zwischen Ed. Karlstadt und Luther stattfand. Der Herzog Georg wohnte ihr bei, wurde aber dadurch nicht für die Sache der Reformation gewonnen, im Gegenteil, als sie allmählich Freunde und Anhänger im Lande fand, schritt er mit Strenge dagegen ein, ließ den Vertrieb der Bibelübersetzung Luthers verbieten usw. Die neue Lehre hatte aber einen Beschützer in Georgs Bruder, dem Herzog Heinrich den Frommen, und als dieser nach des ersten Tode im April 1539 zur Regierung kam, wurde sogleich die Reformation in den sächsisch-Albertinischen Landen eingeführt. Die Universität Leipzig zögerte auch jetzt noch eine Weile mit ihrem Beitritt, nahm aber schließlich die neue Lehre gleichfalls an.

In der Folge teilte die Universität naturgemäß die mannigfachen Bedrängnisse, die verschiedene Kriege über die Stadt brachten. Besonders der 30jährige Krieg wirkte hier, wie überall in Deutschland, außerordentlich verheerend. Der vordem blühende Handel war vernichtet, erfuhr indes allmählich dadurch eine Belebung, daß der deutsche Buchhandel, der bisher in Frankfurt a. M. seinen Sitz hatte, diesen nach und nach in Leipzig aufschlug. Bei der Wahl des neuen Stapelplatzes war der Hinblick auf dessen Universität sicher mitentscheidend, die ja gleichfalls von dieser engeren Verbindung mit der Literatur nur Nutzen haben konnte.

Einen Einblick in die geistigen Strömungen der Universität in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewährten die Schicksale zweier ihrer Lehrer, die beide in ihrer Art hervorragende Männer waren und sehr bedeutende folgenreiche Wirkungen ausübten. Im Jahre 1684 bzw. 1685 habilitierten sich in Leipzig der 29jährige Jurist und Philosoph Christian Thomafius, ein geborener Leipziger, und der 22 Jahre alte Theologe August Hermann Francke aus Lübeck. Der erstere bekannte sich alsbald als Anhänger eines gesunden Fortschritts gegenüber der damals in der Gelehrtenwelt vielfach herrschenden Bedanterie, gegen die er auch in einer von ihm gegründeten Zeitschrift mit Witz zu Felde zog. Eine verblüffende Neuerung war es, als er sich bei seinen Vorlesungen statt der bisher üblichen lateinischen Sprache wagemutig des deutschen Idioms bediente. Francke gewann trotz seiner Jugend bald so viel Geltung und Einfluß, daß er mit theologischen Kollegen eine Vereinigung zur philologischen und praktischen Erklärung der Bibel ins Leben rufen konnte. Dann verließ er auf zwei Jahre Leipzig, um sich bei einigen bedeutenden Gelehrten noch weiter zu bilden, 1689 zurückgekehrt, nahm er seine akademische Tätigkeit wieder auf und hatte nunmehr steigenden Erfolg. Wie immer in solchen Fällen regten sich auch hier Reiz-

„Nicht von mir laßst!“ Und die lezte selbe Gänse auf Robert's Arm und stüßte in stäubelndem Vantzen: „Sieh, Robert, wohl hat sie Recht, die unglückliche Mutter, wenn sie mich ver wünscht und verstoßt! Ihr ist durch mich ein geliebtes Kind verloren gegangen — das Mutterherz kann mir nicht verzeihen. Du aber, der du mich liebst, wie ich dich liebe — Du mußt mich vor allem anhören, mußt mich zu vertheilen suchen, ehe du mich von dir stoßt!“ — Robert lockerte langsam die trampfhafteste Um schlingung ihrer Hände an seinem Arm und sagte in seiner gewöhnlichen Schlichtheit traurig-ernst: „Sei ruhig, ich stoße dich nicht von mir!“

Durch die Seele der Mutter ging es wie ein Riß, eine Kluft. In diese Kluft sah sie ihre Muttergewalt hinabsinken. Ahermals wollte ihr Fuß sich wenden, allein sie wagte noch einen letzten Versuch. „Robert, ich habe zuerst eine Frage an Dich gestellt. Wie darfst du vor mir jener Gaufferin antworten?“ — „Sie hat mein Manneswort. Ich muß sie hören,“ versetzte Robert fest.

Mit taufenden Fingern zog die alte Dame das schwarze Spitzentuch fester um die Schultern, die Rechte hob und rückte mechanisch am Hute. Dann aber richtete sie sich mit aller Kraftanstrengung in zürnender Größe vor Roberts Augen auf und sagte mit einer bleiernen Schwere in der Stimme: „So geh ich und such ihn auf, meinen ererbten Sohn, den ich verflucht und in meinem Herzen begraben hatte, der aber jetzt neben dir entsühnt dasteh! Denn dem bewußt geführten Todesstreich gegenüber, den du deiner Mutter versetzt, war sein Handeln nur eine Verirrung seines heißen Blutes. — Und sollte ich die halbe Welt durchpilgern — ich werde ihn finden und ihm verzeihen.“ Ihre Stimme verschärfte sich furchtbar: „Dich aber, dich!“ — „Um Gottes Willen, Mutter, halt ein!“ — „Ja, ich halt es auf den Lippen zurück, das Bibelwort vom Fluch der Mutter. Allein es wird sich erfüllen.“

Es lag eine solche atembeklemmende, prophetisch heheitsvolle Gewalt in Frau Ercho's Haltung, daß der junge Mann sein Wort mehr fand, um sie zum Bleiben zu bewegen. Sie schritt den Weg zurück, den man gekommen war, hinein in die immer dichter herabsinkende Abenddämmerung. Plötzlich schrie Robert auf: „Mutter —“ Schon von fernher, wie eine verhallende Stimme des Waldes und der Nacht, klang es: „Du hast keine Mutter mehr!“

Waldow und Marie hatten sich schon früher wieder genähert, unwillkürlich angezogen von dem erbitterten Kampf zwischen Haß und Liebe, der hier ausgekämpft wurde. Marie hatte ihre angstvoll zitternden Hände in denen Waldows geborgen und als die Reden und Gegenreden wie Flöhe hin- und hergezuckt waren, hatte sie auch ihr von Thränen erschauerndes Gesichtchen an seine Brust geschmiegt. Jetzt aber bei der erschütternden Schlusswendung des Auftritts fuhr sie empor, um der in den Wald hineinbreitenden unglücklichen Mutter zu folgen. Mit einem raschen Blick holte sie sich Rat bei Waldow, ehe sie ging. Er nickte ihr traurig-ernst zu.

Waldow selbst reichte Ellen stumm die Hand, welche dieselbe mit einem dankbaren Aufschluchzen empfing und sagte dann zu Robert: „Nestigte dich nicht um die Mutter — Marie und ich werden sie begleiten. Ihr kommt wohl langsam nach?“ — „Ja — geht nicht von ihrer Seite! Ich bitte Euch darum.“ — Waldow bekräftigte seine Zusage mit einem festen Händedruck. Dann folgte er rasch Marie. Nach wenigen Augenblicken waren ihre Schritte verklungen auf dem weichen Waldboden. Die Umrisse der Gestalten hatten die Abendsschatten schon vorher aufgetrunken und verwischt.

Und nun waren die beiden unglücklichen Liebenden allein auf einsamer Höhe, hoch über menschlichen Wohnungen, allein mit dem ersten Stern, der soeben zwischen den flüsternden Baumwipfeln, gerade über ihren Häuption, in blassem Schein aus dem tiefblauen Himmel tauchte. Die Nacht kam in jülicher Schönheit weich, lau, voll geheimnisvoller Stimmen, voll Liebesschauch

Robert stand unbeweglich und starkte den Weg entlang. „Ich — habe — keine Mutter mehr,“ kam es wie ein Hauch von seinen Lippen. Ellen hatte die Worte gehört. Ein heftiger innerer Kampf erfüllte sie. Plötzlich machte sie eine Bewegung auf den jungen Mann zu, als wolle sie sagen: „Du sollst deine Mutter wieder haben!“ und floh seitwärts in den Wald hinein. Robert verstand sie und eilte ihr nach. „Törin, du,“ sagte er leise. „Als ob du nicht wüßtest —“ Er legte den Arm um ihre Hüften und führte sie zu einem Stein, der Platz für beide gewährte. Als Robert saß, glitt Ellen zu seinen Füßen nieder und weinte lange und bitterlich in seine verschlungenen Hände. Er tat ihren Tränen keinen Einhalt.

Als Ellen ruhiger geworden war, begann Robert: „Und nun sage mir alles!“ — „Ja,“ versetzte sie leise. „Und gebe Gott, daß du mich aufrichdest, wenn ich gesprochen habe.“ Noch einmal wollte ein wirgendes Schluchzen Ellen überkommen, allein sie bezwang sich. Er hielt ihre Hand, still leuchtete sein Antlitz zu ihr nieder — sie fühlte sich in sicherer Out, als ob ihr nichts geschehen könne. Einen leisen, theuern Kuß drückte sie auf seine Finger. Dann fand sie, die Gewaltthame, Rücksichtslose, die noch vor wenigen Minuten gewollt war, alles unter ihre Füße zu treten, was ihren heißen Wünschen entgegenstand, Töne, die weich und bittend, wie aus Kindermund, von ihren Lippen flossen.

(Fortsetzung folgt.)

□ **Fräulein Eugensbörn**, die edle Gouvernante und andere Humoresken von Karlchen (Karl Ettlinger). Mit Umschlagzeichnung von Paul Nieß und einer Karikatur Karlchens von Erich Wille. Soeben erschienen im Verlag Georg Müller in München XXXI. — Karl Ettlinger, das Karlchen der „Jugend“, ist schnell einer der beliebtesten deutschen Humoristen geworden. So wie die Leser der Jugend allwöchentlich auf seine lustigen Beiträge warten, so sieht in jedem Frühjahr eine große Gemeinde in freudiger Erwartung dem neuen Karlchen-Buch entgegen. Und er enttäuscht seine Freunde nie. Dieses Jahr schenkt er uns etwas ganz besonders Hüttliches, eine Parodie auf einen Badisichroman, eine ganz famose und unsagbar erheiternde Verspottung der so süßen, so unschuldigen, so holden, so blöden Zuderwasserjungmädchenliteratur, und dazu ein paar kleinere Geschichten, die selbst den griesgrämigsten Hypochonder zum Lachen zwingen müssen. Urtomisch ist auch die Karikatur Karlchens von Erich Wille, urtomisch ist Nießs Umschlagzeichnung mit dem Porträt der engelsgleichen Gouvernante Fräulein Eugensbörn und ihrer schubbefohlenen liebreizenden Annemarie, urtomisch ist das ganze reizende Bündchen in allen seinen Stücken. Wer sich an dem sprudelnden Humor eines witzigen Kopfes ein paar Stunden ergötzen mag, der kaufe sich dieses Buch.

□ Von Löwen und Lausbuben. Fabeln und Fikselanz von Theodor Egel. Mit humoristischer Umschlagzeichnung von C. O. Petersen. Soeben erschienen im Verlag Georg Müller in München XXXI. — Theodor Egel ist weiteren Kreisen längst kein Unbekannter mehr. Seine zum Theil mit Hans Heinz Emers verfassten Fabelbücher erfreuen sich großer Beliebtheit, und mit Recht, denn kaum ein anderer moderner Dichter beherrscht die kurze, scharfpunctierte Fabel so wie er. Auch die Leser des Simplicissimus und der Jugend kennen ihn aus vielen gelungenen Geschichten als einen Erzähler voll Phantasie und Witz. In diesem reizenden Bändchen nun hat Theodor Egel eine Auslese seiner besten Arbeiten nicht nur auf dem Gebiete der Fabel, sondern auch der Humoreske und Satire gesammelt, sicher zur Freude aller Liebhaber von amüsanten und — was so selten ist — zugleich literarisch wertvollen Geschichten. So wird er durch dieses Büchlein den Kreis derer, die seine liebenswürdige und doch gehaltvolle Kunst schätzen und lieben, schnell erweitern, und bald all die zu seinen Freunden zählen, die manchmal eine Stunde fröhlicher Zerstreuung bei lustiger Lectüre suchen.

7. **Armesünder.** Skizzen von Hans Hyan. Verlag Dr. P. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde-Ost. — Hans Hyan ist eine ganz eigenartige Erscheinung in der gesamten deutschen Literatur und beherrscht das Gebiet, das er sich als besonderes Arbeitsfeld ausgesucht hat, mit erstaunlicher Virtuosität: Es ist die Welt des Verbrechens in allen ihren Verzweigungen, mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihrem Humor und ihrer Tragik, mit ihrer Liebe und ihrem Haß. Aber Hans Hyan begnügt sich nicht, eine spannende Episode aus dem Leben dieser Verfehmten herauszugreifen und künstlerisch durchzuführen, sondern er versenkt sich in das Seelenleben der „Armesünder“, er schildert uns jede Regung, die durch ihr Herz geht, von der armen Liebe der Heimatlosen bis zum Verzweiflungsschrei des zum Tode Verurteilten am Morgen des Hinrichtungstages. So geben uns die Schilderungen Hans Hyans, abgelesen von der spannenden Form, scharf umrissene Kulturbilder aus Gebieten, die dem größeren Publikum durchaus fernliegen, aber gerade deshalb von doppeltem Interesse und bleibendem Wert sind. Die Skizzen des vorliegenden Buches wurden aus einer großen Zahl von Arbeiten vom Verfasser selbst auf das sorgfältigste ausgewählt und bieten so die Quintessenz dessen, was wir ihm verdanken und was seinen Auf seit langem festgegründet hat.

□ Die Entfesselten. Novellen von L. Felix Pinus. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbo, Berlin W. 30). — Die neue Frau hat die Ketten abgestreift, die Jahrhunderte lang ihre Wirken und Streben beengten. Der Fesseln ledig tritt sie hinaus in das brausende Leben und ringt auf allen Gebieten mit dem Mann um die Palme des Erfolges. Aber ihre Persönlichkeit ist durch Kultur nicht so geistigt, wie die des Mannes, die sich in Freiheit voll entwickeln konnte, und von der hypnotischen Allgewalt der Idee erfaßt, vergißt die kämpfende Frau in ihrem Fanatismus oft die Würde dessen zu wahren, was Goethe „höchstes Glück der Erdenkinder“ nannte. Dies ist das Problem, das sich wie ein roter Faden durch die Novellen hindurchzieht. Im „Labyrinth des Lebens“ sucht die werdende Künstlerin die Höfen der Kunst zu erreichen, indem sie ihren Körper opfert, die Agitatorin gibt sich hin, um der Partei zu dienen, und mit dem Schlachtruf „Doloi Zarja“ — nieder mit dem Zaren — stürzt die russische Revolutionärin voran, ihres Leibes nicht achtend. Das Milieu, in dem solche Naturen wirken, muß aufs höchste das Interesse des Lesers erwecken. In der Kaffeehauswelt der Bohème treffen wir die drei Freundinnen in der ersten Novelle, während die zweite uns ins Lager der Sozialdemokratie führt, wo das Redaktionsleben mit seinen aktuellen Zerrwürfnissen scharf charakterisiert ist. Die letzte Novelle aber entrollt das gewaltige Leben der russischen Revolution, das Ringen eines ganzen Volkes um seine Freiheit, das hier in einem Einzelschicksal verkörpert wird.